

Schwanheimer Zeitung

(Schwanheimer Anzeiger)



Die Schwanheimer Zeitung erscheint wöchentlich dreimal und zwar Dienstags, Donnerstags und Samstags. Abonnement 35 Pfg. monatlich frei ins Haus, oder 30 Pfg. in der Expedition abgeholt; durch die Post vierteljährlich M. 1.10 ohne Bestellgeld.

Redaktion und Expedition:

Baronessstraße 3. Telefon: Amt Hansa, Nr. 1720.

Anzeigen: Die fünfgespaltene Petitzelle oder deren Raum 12 Pfg. Bei größeren Aufträgen und öfteren Wiederholungen wird entsprechender Rabatt gewährt. — Inseraten-Aufnahme auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.

Redaktion und Expedition:

Baronessstraße 3. Telefon: Amt Hansa, Nr. 1720.

Amtliches Verkündigungsorgan für die Gemeinde Schwanheim

Wöchentliche Gratis-Beilage: „Illustriertes Sonntagsblatt“.

Amtlicher Teil.

Einladung.

In Betreff der Kriegsfürsorge werden die Mitglieder des Zentral-Ausschusses zu einer weiteren Sitzung auf **Donnerstag, den 1. Oktober d. Js., nachmittags 5 Uhr,** in das Konferenzzimmer der neuen Schule eingeladen. Schwanheim a. M., den 29. September 1914.

Diefenhardt, Bürgermeister.

Weitere Gaben sind eingegangen von

Frau Josefa Köllmann, Hinterstr. 16	10.— Mk.
Turngemeinde, hier	100.— "
Fußballklub Germania, hier	12.60 "
Freundschaftsclub des Kath. Jünglingsvereins	10.— "
Sanitätsverein Dr. Heinrichsen	100.— "

Den Gebern spreche ich hiermit den herzlichsten Dank aus.

Schwanheim a. M., den 29. September 1914.

Im Namen des Zentral-Ausschusses der Kriegsfürsorge.
Diefenhardt, Bürgermeister.

Bekanntmachung

In den nächsten Tagen wird ein Aufsichtsbeamter der Hessen-Nassauischen landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft aus Cassel im hiesigen Kreise mit einer Revision darüber beginnen, ob die im Jahre 1905 bzw. 1907 erlassenen Unfallverhütungsvorschriften

a) für landwirtschaftliche Maschinen und landwirtschaftliche Nebenbetriebe,
b) für landwirtschaftliche Geräte und Sprengmittel, Vieh- und Fuhrwerkshaltung, Bauhaltung, Forstwirtschaft und forstwirtschaftliche Nebenbetriebe, in den einzelnen Betrieben befolgt werden.

Die landwirtschaftlichen Betriebsunternehmer werden hierauf aufmerksam gemacht mit dem Hinweis, daß dem Beamten ohne Weigerung Einsicht in ihre Betriebe zu gestatten ist.

Höchst a. M., den 28. September 1914.

Der Vorsitzende des Sektionsvorstandes.
Klauser, Landrat.

Wird veröffentlicht.

Nachstehend werden die Unfallverhütungsvorschriften der Hessen-Nassauischen landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft wiederholt zur genauen Beachtung veröffentlicht.

Das Glöcklein des Glücks.

Roman von Ludwig Rohmann.

Nachdruck verboten.

„Na, denn auf Wiedersehen. In Dambigen sind wir übrigens auch, die Eve und ich.“

„Auf Wiedersehen und keine Dummheiten machen — verstehen Sie? Was soll denn aus Ihren Patienten werden, wenn der Doktor selbst krank im Bett liegt?“

„Wird sich schon geben. Auf Wiedersehen morgen!“

Den Frauen erklärte er dann, daß er nur auf einen Augenblick gekommen sei und schnell wieder fort müsse, und auf Eves Bitten verstand er sich widerstrebend dazu, ein paar Viertelstündchen noch zuzugeben. Eve schmollte und klagte, er sei gar nicht lieb, und sie habe sich so auf seinen Besuch gefreut; und morgen habe man doch wieder nichts voneinander.

Als er aber darauf bestand, daß er gehen müsse, hielt sie ihn nicht mehr. Sie begleitete ihn bis zum Tore, aber sie schwieg und auch er wußte nichts zu sagen. Beim Abschied aber nahm er sie in die Arme und küßte sie.

Sie erwiderte seine Zärtlichkeit mit leidenschaftlicher Hingabe und dann sah sie stehend zu ihm auf.

„Du wirst mich immer lieb haben, Ulrich, nicht wahr?“

„Kindskopf du,“ schalt er lachend. „Was fällt dir denn ein? — Auf Wiedersehen morgen!“ Dabei schwang er sich auf das Pferd, das der Knecht des Doktors hinter ihm her geführt hatte.

In Dambigen war wie zu einer Hochzeit geräusht worden. Aus Danzig war eine Kochfrau gekommen und des Backens und Bratens war kein Ende. Man mußte auf mindestens 50 Gäste gerüstet sein, die alle nach dem

1. Sämtliche landwirtschaftlichen Maschinen ob alt oder neu, müssen mit den vorgeschriebenen Schutzvorrichtungen versehen sein. Die Abbildungen können während der Dienststunden auf dem Bürgermeisteramt eingesehen werden.

2. Zum Treiben der Zugtiere an Göpeln beim Betrieb von Dresch- und Häckselmaschinen dürfen Kinder unter 12 Jahren nicht verwendet werden. Dasselbe gilt von tauben Personen.

3. Zur Bedienung von Kraftmotoren und auf Dreschbühnen dürfen Personen unter 16 Jahren nicht herangezogen werden.

4. Geisteskranken und blinden Personen ist die Beschäftigung an landwirtschaftlichen Maschinen verboten.

5. Sensen müssen auf dem Wege von und zur Arbeit mit einem Sensenschuh versehen sein oder umwickelt getragen werden.

6. Beim Zerklagen von Steinen müssen Schutzbrillen getragen werden.

7. Zum Sprengen von Steinen mit Pulver sind nur hölzerne und kupferne Ladestöcke zu verwenden.

8. Bissige Pferde müssen stets einen Maulkorb tragen. Pferde, die als Schläger bekannt sind, müssen im Stall durch Latierbäume oder Scherwände getrennt sein.

9. Bullen, welche über ein Jahr alt sind, müssen im Stall doppel angebanden sein, böartige Bullen müssen einen Nasenring tragen, an dem sie außerhalb des Stalles nur mit einer Leitstange geführt werden dürfen. Außerhalb des Gehöftes muß ihnen, abgesehen vom Treiben zur Tränke, noch eine Blende angelegt werden.

10. Böartige Eber dürfen nicht auf die Weide getrieben werden.

11. Werden Pferde als Zugtiere eingespannt, so müssen sie, wenn zweispännig gefahren wird, mit Kreuzzügeln oder Doppelleinen gelenkt werden.

12. In Gegenden mit abschüssigen Wegen müssen die Arbeitswagen mit Brems-, Hemm- oder Sperrvorrichtung ausgerüstet sein.

13. Alle über drei Meter hohen Tore müssen gegen das Ausheben und Umstürzen der Flügel gesichert werden.

14. Feststehende, in Wohn- und Wirtschaftsgebäuden angebrachte Treppen mit mehr als vier Stufen müssen ausnahmslos auf der einen Seite mit einem Geländer oder mit einem straff angezogenen Handseil (Handlauf) versehen sein. Dasselbe gilt auch von Kellertreppen.

15. Bewegliche Leitern müssen gegen Ausrutschen oben mit Haken oder unten mit einer eisernen Spitze versehen sein.

16. Fest angebrachte Leitern, die an einer Wand senkrecht in die Höhe führen, müssen mit ihren Sprossen mindestens 10 Zentimeter von der Wand abbleiben, damit der Fuß nicht bloß mit der äußersten Spitze auf die Sprosse tritt.

17. Einsteig- oder Futterabfall-Löcher müssen auf drei Seiten, von denen aus das Einsteigen nicht stattfindet, mit einem festen Geländer in 80 Zentimeter bis 1 Meter Höhe umwehrt sein.

18. Über den Balkenlagen über Scheunentennen pp. muß der Bodenbelag so hergerichtet sein, daß man nicht durchbrechen und hindurchfallen kann. Wird er von Brettern, Latten, Rund- oder Kanthölzern hergestellt, so müssen diese höchstens 5 Zentimeter voneinander entfernt und aufgenagelt oder anderweit unverrücklich festgelegt sein.

19. Siebel und Wandluken von mehr als 1 Meter Höhe und 20 Zentimeter Breite müssen mit Türen oder Läden versehen sein, wenn der untere Lückenrand nach der Außenseite mehr als manns hoch über dem Erdboden liegt. Die Türen und Läden müssen zum Öffnen mit einer Feststellvorrichtung versehen sein, damit sie nicht unversehens zuschlagen können. Reichen die Luken bis zum Fußboden herab, so muß dicht am Boden eine Fußleiste vorhanden sein.

20. Falltüren oder Kelleröffnungen in Wohn- und Wirtschaftsgebäuden dürfen bei Neu- und Umbauten nicht mehr angebracht werden. Soweit solche Falltüren vorhanden sind, muß der Zugang nach Möglichkeit durch eine Brettereinfriedigung oder durch ein festes Geländer von 80 Zentimeter bis 1 Meter Höhe auf allen Seiten, außer der Einsteigseite abgesperrt werden.

21. Sauche- und andere Gruben müssen entweder fest mit Bohlen oder gut passenden Deckeln überdeckt oder durch Mauern, Gitter oder Geländer von mindestens 80 Zentimeter bis 1 Meter abgesperrt sein.

Die Unfallverhütungsvorschriften liegen hierorts sowohl, wie bei den Vertrauensmännern der Berufsgenossenschaft zur Einsicht offen.

Schwanheim a. M., den 22. September 1914.

Die Polizeiverwaltung.

Der Bürgermeister:

Diefenhardt.

Begräbnis auf ein tüchtiges Mahl und eine Stärkung für die Heimfahrt rechneten.

Frau v. Wannoff war am frühen Morgen schon gekommen und sie griff tüchtig mit ein. Das Tafelarrangement besorgte sie ausschließlich, und Martha war froh, der Last, alle diese Dinge überdenken und ordnen zu müssen, überhoben zu sein. Nur für die Tischordnung hatte sie einen Wunsch: Wannoffs möchten unmittelbar neben ihr Platz nehmen. Von all den Trauergästen stehe ihr doch keiner so nahe, und sie möchte nicht ganz vereinsamt unter gleichgültigen Menschen sitzen.

Frau von Wannoff überlegte. Eigentlich hatte sie sich das ganz anders gedacht und doch ließ sich gegen Marthas Wunsch natürlich gar nichts tun. Sie half sich dann aber, indem sie den Doktor und Eve direkt neben Ulrich unterbrachte. So kam jeder zu seinem Recht und alles war in Ordnung.

Die ersten Gäste kamen schon eine Stunde vor der festgesetzten Zeit, die letzten trafen ein, als der Zug sich eben in Bewegung setzen wollte. Das waren der Doktor und Eve. Bekold sah abschall aus, er hielt sich anscheinend nur mit Anstrengung aufrecht, und wer ihn sah, der begrüßte ihn auch mit besorgten Fragen.

„Ja, Doktorchen — was ist denn das nun mit Ihnen? Doch nicht etwa gar krank? Miserabel genug sehen Sie aus, machen Sie bloß keine Geschichten!“

Das hörte er fast überall und er wehrte mit wachsender Ungeduld ab: „Unsinn; der Lugas, krank sein und sich pflegen zu dürfen, ist nur für die anderen da. Ich bin nicht krank.“

Nach der Feierlichkeit kehrte die ganze Gesellschaft in das Trauerhaus zurück und die Eindrücke wurden ausgetauscht: wie der Pfarrer gesprochen; wie Martha sich gehalten und daß sie nicht geweint habe — nicht eine winzige Träne; und wie es nun kommen würde mit

Dambigen und ob Martha nun nicht doch schleunigst unter die Haube kriechen werde.

Das letztere interessierte am meisten, und mit halben Worten und listigem Augenzwinkern deutete man an, was man dachte: Ulrich und Martha! Das war ein gutes Paar, und dem Begräbnis würde wohl bald eine Hochzeit folgen.

Bekold sprach Martha nochmals seine Teilnahme aus, dann aber bat er dringend um Entschuldigung: er fühle sich recht elend und könne nicht wagen, die Mahlzeit mitzumachen. Er wolle lieber nicht leichtsinnig sein und gleich nach Hause fahren.

Eve war es todessträubend zumute. Mit Ulrich hatte sie nur einen ganz flüchtigen Händedruck wechseln können, und daß sie nun nicht bleiben durfte, tat ihr weh. Dazu die rasende Angst um den Vater, denn daß er wirklich krank war, das sah man doch. „Nur das nicht,“ stammelte sie mit nassen Augen, während sie die Hände ineinander krampfte, „nur das nicht, lieber Gott!“

Auf der Heimfahrt riß der Doktor sich gewaltig zusammen. Er sah ja, wie tieftraurig Eve zumute war, und er versuchte sogar, sie aufzuheitern. Sie sah ihn dankbar an, aber tief in den großen, verängstigten Augen lauerte die Sorge, und die Angst schlug ihre Krallen in das junge, glücksfrohe Herz.

Pöplau kam, und Bekold freute sich wirklich, ihn zu sehen. Eve, die mit in die Krankenstube gekommen war, schickte er hinaus, und dann gestand er dem Alten, daß er seines Zustandes wegen sehr in Sorge sei. Das Herz mache ganz merkwürdige Sachen, eine sichere Diagnose aber könne er nicht stellen — dazu brauche er einen anderen Arzt. Pöplau möge doch nach Danzig telegraphieren. Ein alter Studienfreund, der Sanitätsrat Kohnrausch, werde gewiß gern zu ihm herauskommen. Wichtig sei nun aber, daß seine Frau und Eve nicht

Der „deutsche Michel“.

Eine zeitgemäße Skizze zum „Michaelistag“.

Der „deutsche Michel“ vollbringt jetzt wieder Heldentaten, welche die ganze Welt in Erstaunen setzen. Gegen eine Welt von neidischen Feinden muß er wieder Haus und Herd verteidigen, aber er zeigte ihnen, daß er nicht ungestraft mit sich spaßen läßt, und daß er sein gutes Schwert noch immer kräftig zu schwingen versteht.

Woher stammt aber die Bezeichnung „deutscher Michel“ für das deutsche Volk? Die Annahme, daß sie von den Dänen ausgegangen sei, weil diese den kühnen Reiterführer Michael Obentraut, der ein Deutscher war und in dänischen Diensten stand, den „deutschen Michel“ nannten, ist kaum zutreffend. Vielmehr verbreitete sich der Name „deutscher Michel“ bereits nach den siegreichen Kämpfen der Deutschen gegen die Ungarn bei Merseburg und auf dem Lechfelde. Anfangs war damit nicht das deutsche Volk gemeint, sondern der gewaltige Schutzpatron der deutschen Krieger. Erst im Laufe späterer Jahrhunderte wurde es gebräuchlich, die deutsche Nationalität mit dem Namen des Schutzpatrons ihrer Krieger zu belegen, und als das deutsche Volk sich in den Ruf gebracht hatte, schwerfällig, unbeholfen, schlafmüchtig zu sein, bekam der Name „deutscher Michel“ die üble Bedeutung, in der ihn das deutsche Volk selbst bis vor etwa fünfzig Jahren zur Kennzeichnung deutscher Schwerfälligkeit, Kurzsichtigkeit und unkluger Gutmütigkeit gebrauchte.

Kaiser Heinrich der Vogler, der viel mit dem Volke verkehrt hatte und dasselbe kannte, ließ, als es galt, das deutsche Volk von der Tributpflichtigkeit gegen die Ungarn frei zu machen und einen Kampf mit diesem kriegerischen, sieggewohnten Volke zu wagen, ein Reichsbanner mit dem Bilde des heiligen Michael als Fahnenträger, der ein Schwert in der Hand hält, anfertigen. Als im Jahre 933 die große Schlacht bei Merseburg begann, ließ er das Banner entfalten. Eine heilige Begeisterung erfüllte die Krieger, als sie das Bild Michaels ihres Schutzpatrons erblickten. Alle Furcht vor den Ungarn wich auch von den Jaghaftesten, und löwenmütig stürzten die Deutschen sich auf die Ungarn. So tapfer diese auch kämpften, sie mußten diesmal doch weichen und suchten in regelloser Flucht Stellung vor dem früher verachteten Feinde. Erst im Jahre 955 wagten die Ungarn einen Versuch, die erlittene Niederlage auszugleichen. Der damalige deutsche Kaiser Otto I. war ein würdiger Nachfolger Heinrichs. Er hatte das Reichsheer in guter Verfassung erhalten, verstand es vortrefflich, große Heeresmassen zu leiten, und wußte auch die Krieger zu begeistern. Auch er ließ vor Beginn der Schlacht auf dem Lechfelde das Reichsbanner mit dem Bilde Michaels entrollen und erweckte dadurch große Siegeszuversicht. Die Ungarn hatten besondere Vorbereitungen getroffen, um den Sieg an ihre Fahnen zu heften, und lange schwankte auch die Entscheidung hin und her, aber die Deutschen vertrauten ihrem Michael mit dem Geisterheere und standen fest wie Felsen, bis die Kraft der Feinde erlahmte. Als sich zeigte, daß die Angriffe der Ungarn schwächer wurden, da jubelten die deutschen Krieger: „Heiliger Michael!“ und drangen mit wuchtigen Schlägen auf die Ungarn ein. Ob diese auch ihre letzte Kraft einsetzten dem deutschen Ansturm zu widerstehen, sie wurden niedergeworfen, und erlitten noch schwerere Niederlage als 22 Jahre vorher bei Merseburg.

Von jener Zeit ab galt Michael bei allen Völkern Europas als mächtiger Schutzpatron der deutschen Krieger wie überhaupt des deutschen Volkes, und schließlich wurde das deutsche Volk selbst mit diesem Namen bezeichnet, der zunächst den Sinn einer Ehrenbezeichnung hatte.

Unter dem Wahlkaisertum verfiel jedoch mehr und mehr die deutsche Kaisermacht. Jeder Fürst, der zum Kaiser gewählt sein wollte, mußte den weltlichen und geistlichen Fürsten große Zugeständnisse zur Förderung ihrer Selbständigkeit machen, um so Stimmen zu er-

kaufen, und je selbständiger die Fürsten wurden, desto mehr verlor das Reich an Einheit und Macht und infolgedessen auch an Ansehen bei allen Völkern. Der deutsche Bundestag, dieses Muster politischer Zämmlichkeit, war nicht geeignet, die allmählich verlorengegangene gute Bedeutung der Bezeichnung „deutscher Michel“ wiederherzustellen, sondern konnte vielmehr das Ansehen des deutschen Volkes nur noch weiter herabdrücken.

Da raffte sich endlich der „deutsche Michel“ wieder auf, ein gewaltiger Geist kam über ihn und stellte im Jahre 1870 die deutsche Einheit wieder her. Wieder war das deutsche Volk vom Geiste Michaels beseelt, erhob es sich aus seiner krankhaften Trümmerei zu einem zielbewußten Wirken für eine bessere Zukunft. Freilich gab es auch dann noch Deutsche genug, in deren Köpfen das deutsche Micheltum in seiner schlimmen Bedeutung nicht weichen wollte, und welche die Dinge nicht sehen wollten, wie sie sind, sondern in ihrer ungefunten Trümmerei fortlebten. Da fasselte der eine von der „guten alten Zeit“, ohne sich Mühe zu geben, sie überhaupt kennen zu lernen. Ein anderer meinte aus den Folgen einer schlechten spanischen oder portugiesischen Kolonialverwaltung als zweifellos hinstellen zu können, daß Kolonien dem deutschen Reiche nur zum Verderben gereichen. Ein Dritter wieder hielt es für eine unverzeihliche Verschwendung, durch den Ausbau unserer Flotte die Interessen des deutschen Handels und der deutschen Reichsangehörigen im Auslande zu schützen. Aber der Kern des deutschen Michels blieb trotzdem ein unzerstörbar guter. Das hat die gewaltige Begeisterung gezeigt, mit welcher jetzt der deutsche Michel Pflug und Amboß verließ und zur scharfen, zum Glück noch nicht verrosteten Wehr griff, als es den bösen Nachbarn nicht gefiel, daß er weiter in Frieden leben sollte. Der Geist des alten „deutschen Michel“ in seiner besten Bedeutung ist noch immer lebendig und wird, so hoffen wir, immer fortleben; er ist es gewesen, der die Riesensiege im Westen und im Osten erkochten hat, die ein leuchtendes Symbol der unerschütterlichen Einigkeit des deutschen Volkes sind. Der Michaelistag aber möge uns in jedem Jahr von neuem eine Mahnung sein, den „deutschen Michel“ in seiner Gestalt nicht wieder aufkommen zu lassen!

Eine bittere Bille, aber eine gute Lehre.

Der Burengeneral Botha ist zum Oberkommandanten der kapländischen Truppen im Kriege gegen Deutsch-Südwestafrika ernannt. Diese Depesche dürfte wohl bei einem großen Teile der deutschen Bevölkerung eigentümliche Gefühle ausgelöst haben, und gar mancher unserer Burenenthusiasten von anno 1900 wird den Atem verhalten und mit den Zähnen geknirscht haben, als er sie las. Schnell, sehr schnell hat der verwundlungsfähige General seinen Lohn empfangen für seine deutsch-feindliche Rede, die er unlängst im Senate zu Kapstadt gehalten hat und in der er für eine militärische Befehung von Deutsch-Südwestafrika eingetreten ist. In seiner Lobrede, die er da auf die edlen Engländer hielt und in der er die außerordentlich kühne Behauptung aufstellte, das englische Volk sei „mit reinen Händen in den Krieg gezogen“, wurde er von einem anderen bekannten Burengeneral, dem in den letzten Tagen einem Attentat zum Opfer gefallenen Delare, mit Hochdruck unterstützt. Letzterer erklärte, Deutschlands Macht müsse gebrochen werden, damit Südafrika nichts mehr zu fürchten hätte.

Wie sich doch die Zeiten und mit ihnen die Menschen schnell ändern! Unwillkürlich tritt angeichts dieser Reden einem jeden der Burenkrieg vor Augen, der in seinem Verlaufe fast das ganze deutsche Volk in einen Taumel der Burenbegeisterung gerissen hat, der kaum noch zu steuern war. Der Raub- und Vernichtungskrieg der Engländer gegen die Buren bildete fast das ausschließliche Thema aller Unterhaltungen; und das deutsche Volk mehr mit dem warmen Gefühl als mit dem kühlen Kopf arbeitend, brachte den Buren Opfer, wie sie größer der Not eigener

Stammesgenossen nicht gegeben werden können. Deutsche Männer und Frauen schmückten sich mit der Burenschleife und veranstalteten in rascher Folge Sammlungen und Bazaras zum Besten des südafrikanischen Burenvolkes. Alles schwamm in Burenbegeisterung!

Und nun diese grausame Enttäuschung, die der damals über den Schellenkönig gefeierte Botha den warmherzigen deutschen Enthusiasten bereitet! Sener Botha, der im Herbst 1902 mit einer Anzahl seiner Genossen nach Deutschland kam, um in Versammlungen öffentlich zu erklären: „Das kleine Burenvolk kann niemals die Hilfe vergessen, die man ihm in den trüben Stunden seiner Heimjagung geleistet hat“, führt jetzt als Oberkommandant im Solde der englischen Unterdrücker seines Volkes Krieg gegen die hilfsbereiten deutschen Freunde von ehemals. Er stattet jetzt seinen „lieben deutschen Brüdern und Schwestern“ den Dank von damals dadurch ab, daß er die Buren zur Unterstützung der Engländer gegen Deutschland aufruft und deutsche Kolonien mit Krieg überzieht. Freilich hat sich etwas geändert! Damals war er ein einfacher Bur, jetzt ist er englischer Geheimrat!

Obwohl die deutschen Enthusiasten aus diesem Wandel der Personen und Dinge für ihr Verhalten in der Zukunft etwas lernen werden? — Dringend zu wünschen wäre es — aber die Hoffnung scheint uns sehr gering! Noch zu Beginn dieses Krieges hat man Dinge erlebt, die mit dem seinerzeitigen Burenenthusiasmus in enger Verwandtschaft stehen. Hoffnungen, überschwengliche Hoffnungen hat man auf die Freundschaft und Hilfe von nicht zum Dreibund gehörigen Staaten gesetzt, die in kürzester Frist nacheinander alle schmachlich zuschanden geworden sind. Daher muß es für die Zukunft heißen: Weniger Enthusiasmus für andere, die uns nichts angehen! Einen kühleren Kopf, der stets Herr bleibt über das allzu empfindsame Herz! Unerlöschene Geltendmachung unserer eigenen Interessen! — d.

Der Krieg.

Aus dem Westen.

Paris, 28. Sept. (Indir. Priv.-Tel. der Frkf. Ztg. Ctr. Frkf.) In einem am 27. September nachts 11 Uhr ausgegebenen Bulletin heißt es u. a.: „Die Deutschen haben in der Nacht vom 25. auf den 26. und bis zum 27. bei Tag und Nacht auf unserer ganzen Front unaufhörlich mit unerhörter Heftigkeit ihre Angriffe erneuert, mit dem offenbaren Zweck, unsere Linie zu durchbrechen. Die gesamte Anlage der Angriffe beweist, daß Instruktionen vom Oberkommando gekommen sein müssen, eine Lösung der Schlacht zu suchen. Die französischen Kommandostellen teilen mit, daß die Stimmung der Truppen trotz der riesigen Anstrengungen ausgezeichnet sei.“

Bombenwürfe auf Paris und Ostende.

Paris, 27. Sept. (Priv.-Tel. der Frkf. Ztg. Ctr. Frkf.) Ein deutscher Flugapparat, eine „Taube“, erschien unter Ausnützung des Nebels heute morgen 11 Uhr über Paris und warf mehrere Bomben in der Nähe des Eiffelturms nieder, dessen Funkenspruchstation offenbar sein Ziel war. Eine Person wurde getötet und eine verwundet.

Ostende, 27. Sept. (Priv.-Tel. der Frkf. Ztg. Ctr. Frkf.) Ein „Zeppelin“ flog über Ostende und warf mehrere Bomben herab. Eine fiel in ein Wäldchen, eine zweite auf den Fischmarkt, eine dritte in ein Wasserbecken. Dann verschwand das Luftschiff wieder in der Richtung nach Thielt, woher es gekommen war.

Paris, 28. Sept. (Indir. Priv.-Tel. der Frkf. Ztg. Ctr. Frkf.) Der neuerdings gemeldete Besuch eines deutschen Fliegers über Paris erfolgte gänzlich unerwartet. Die erste Bombe fiel auf dem rechten Seine-Ufer beim Trocadero nieder, gerade gegenüber dem Palais, in dem

Kohlrausch, der junge. Eve hatte ihn schon draußen an der Türe begrüßt und Frau Anna hieß ihn nun freundlich willkommen.

„Seien Sie uns herzlich willkommen, Herr Doktor. Und möchte die Liebe, die Sie uns erweisen, für Sie nicht ganz zum Opfer werden.“

„Liebe Frau Doktor — wenn's nicht so hart klinge, würd' ich sagen, daß Sie da Unsinns reden. Aber ich bin ein wohlgezogener junger Mann und sag's nicht. Ich freu mich unbändig, daß sich's für mich so gut gefügt hat, und daß ich nun ein paar Wochen noch Zeit hab, ehe ich würdig und höchst ernsthaft in die fürnehme Praxis meines Herrn Vaters einspringen muß. Und nun gestatten Sie mir zuvörderst ein offenes Wort. Es ist ein eigen Ding, so einen wildfremden Menschen in den Haushalt aufzunehmen, wenn auch nur für ein paar Wochen. Ich verspreche Ihnen darum freiwillig und aus ehrlichem Herzen heraus, daß ich in den nächsten Wochen fürchtbar brav sein werde. Ich verspreche insbesondere Ihnen, mein gnädiges Fräulein, mich nicht in Sie zu verlieben und, wenn ich gehen muß, nicht an gebrochenem Herzen zu sterben. Und Ihnen, verehrte Frau, gelobe ich, daß ich Ihrem Haushalt keine Last sein will — natürlich nur, soweit das von mir allein abhängt. Genügt das, oder soll ich noch mehr von meinen guten Vorsätzen verraten!“

„Sie sind fröhlich, lieber Herr Doktor,“ sagte Frau Anna lächelnd, „und fröhlichen Menschen ist man gut, auch wenn man sie gar nicht kennt. Sie aber sind uns ja doch gar nicht fremd und mit Ihrer Fröhlichkeit sollen Sie uns doppelt willkommen sein. Wir haben jetzt wirklich keinen Überfluß daran. Sie lassen mich vor allem auch hoffen, daß Sie sich bald bei uns eingewöhnen werden, und das nimmt mir, offen gestanden, eine Last vom Herzen.“

erzählen, daß er selbst einen Arzt verlangt habe. Böplau möge vielmehr den Frauen den Gedanken nahe legen, einen Arzt zu rufen — nur auf alle Fälle, um nichts zu versäumen.

Els Eve anderen Tags mit dem Sanitätsrat in die Stube trat, tat Behold höchst erstaunt darüber, den alten Freund bei sich zu sehen, und dann schimpfte er tüchtig über die dumme Angst der Frauen. Er sei nicht krank, das müsse er doch am besten wissen, und so sehr er sich freue, den Jugendfreund einmal wiederzusehen, so sehr müsse er doch bedauern, daß man ihn um seinetwillen und vergeblich hergelockt habe. Aber dann schickte er Eve doch hinaus und unterwarf sich einer sehr eingehenden Untersuchung.

Der Sanitätsrat stellte eine schwere Herzbeutelentzündung fest. Behold hatte so etwas selbst schon befürchtet. Das Schlimmste war ihm, daß er nun absolute Bettruhe haben mußte und jede Tätigkeit, vor allem aber jede Erregung meiden mußte. Was denn nun aus seinen Kranken werden sollte?

Kohlrausch wußte Rat. Sein Sohn, der Schiffsarzt gewesen war, um auf bequeme Art ein Stück Welt kennen zu lernen, sei seit ein paar Tagen daheim. Der solle einen Teil der Praxis des Vaters übernehmen, das eile aber gar nicht und der Junge werde wohl ganz gern ein paar Wochen aufs Land heraustrinken.

Behold nahm das Anerbieten dankbar an. Dann beschwor er den Freund, seiner Frau und seiner Tochter doch ja nicht zu sagen, wie es um ihn stehen, und jedenfalls mit keinem Wort auf den möglichen schlimmen Verlauf hinzudeuten.

Frau Anna und Eve waren aber auf die Dauer doch nicht zu täuschen. Die Pflege des Kranken war doch an sehr schlimme Vorschriften gebunden, und die ließen

über den Ernst der Erkrankung keinen Zweifel. Als Eve ihm zum erstenmal den Eisbeutel auf die Herzgegend legte, ließen ihr schwere Tränen über die Backen und Behold reichte ihr tröstend die Hand.

„Eve — Mädel, was soll denn das heißen?! Wenn mir wirklich etwas fehlt, dann siehst du doch auch, daß ich nicht leichtfertig bin, und daß alles geschieht, um der Geschichte beizukommen. Du sollst keine Angst haben und du mußt vor allem der Mutter das Herz nicht schwer machen.“

Er beugte sich nieder und küßte ihre Hand. „Ich weiß gar nicht, ob ich wirklich Angst habe, Vater. Mir ist nur sterbensweh zumute, daß ich weinen muß.“

„Man muß nicht weinen, Eve — stark muß man sein und tapfer. Und das bist du doch, du mein stolzes, liebes Mädel, du? Reiß dich zusammen und zeig der Mutter ein frohes Gesicht.“

Das tat Eve denn auch nach Kräften, aber Frau Anna war nicht zu täuschen. Nun saß sie fast immer allein und sie hatte übermäßig viel Zeit zum Nachdenken. Da sie selbst sich an der Pflege nicht beteiligen konnte und ihren Mann nicht zu befehlen bekam, vergrößerte sich ihr die Gefahr ins Ungeheure und die wesenlose und doch unwiderstehlich zwingende Angst vor einem kommenden Unglück trieb bald auch den letzten Rest friedvoller Ruhe aus ihrer Seele.

11. Kapitel.

„So, da bin ich. Mit den schönsten Grüßen vom Herrn Papa und der ergebenen Bitte um wohlwollende Aufnahme.“

Vor Frau Anna und Eve stand ein blonder Hühne mit lachendem Mund und lachenden Augen: Doktor

der Fürst von Monaco bei seinen Besuchen in Paris zu wohnen pflegte. Die zweite Bombe zerschmetterte die Schornsteine eines Herrschaftshauses; sie trug eine Flagge mit dem Namen des Fliegers: „von der Decken“. Die „Taube“ wandte sich dann westlich, überflog das Bois de Boulogne sowie den Rennplatz von Longchamps und warf mehrere Bomben; dann verschwand sie gegen Norden.

Ein zweiter deutscher Flieger erschien nachmittags über Paris und warf eine Bombe, die in einen Garten fiel, ohne Schaden anzurichten. Mehrere französische Flieger machten sich von Issy-les-Moulineaux aus an die Verfolgung, erreichten aber den Deutschen nicht.

Die französische Artillerie bei Verdun.

Berlin, 28. Sept. (W. B.) Die Schließung des eisernen Ringes um Verdun wird von verschiedenen Blättern besprochen. Im „Berliner Lokalanzeiger“ läßt sich ein alter preußischer Offizier wie folgt vernehmen: Unsere vorzügliche Artillerie wird allerdings in der vernachlässigten schweren Artillerie der Franzosen mit ihren 120 und 150 Millimeter-Kanonen keinen ebenbürtigen Gegner finden, und die veraltete 180 Millimeter-Kanone wird den Verteidigern auch wenig nützen. Was die Mörser anbetrifft, so hat der größte französische Mörser kein größeres Kaliber als 27 Zentimeter. So wird Verdun seinen Todeskampf mit wenig Aussicht auf Erfolg beginnen. Daß es sich aber tapfer verteidigen wird, steht außer Frage, denn die Franzosen haben sich bisher im allgemeinen vorzüglich geschlagen. Weil es sich aber tapfer allgemein vorzüglich geschlagen, nicht unverständlich dürfte ein Resultat unserer 42 Zentimeter-Mörser zu verlangen. Sollte dieses bald kommen, so wollen wir es gewiß mit Dank annehmen, aber wir wollen andererseits nicht vergessen, daß unsere Feldgrauen an dieser Stelle der Maas ein ganz besonders schweres Stück Arbeit zu bewältigen haben.

Die Flucht aus Paris.

Paris, 28. Sept. (Priv.-Tel. der Frkf. Ztg. Ctr. Frkf.) Mit Rücksicht auf eine mögliche Belagerung von Paris, während der Bücher zur Kontrolle der den einzelnen Familien durch die Intendantur zu Verfügung gestellten Proviantmengen ausgegeben werden sollen, wurde eine Zählung vorgenommen die ergab, daß noch 781 200 Familien in Paris sind, also 362 434 weniger, als im Jahre 1911. Ein Drittel aller Familien hat demnach Paris verlassen. Die Einwohnerzahl beträgt 1 026 307, statt normal 1 807 044. Also nur 60 Prozent der Bevölkerung sind in der Stadt geblieben.

Vor Antwerpen.

Amsterdam, 28. Sept. (Priv.-Tel. der Frkf. Ztg. Ctr. Frkf.) Nach einer belgischen Mitteilung operiert eine starke deutsche Truppenmacht gegen die belgische Stellung zwischen Mecheln und Mops (Mast). Die Belgier berichten von Angriffen der Deutschen, die aber angeblich schwächer geworden seien. Mit weittragenden Kanonen werde Mecheln von den Deutschen beschossen und zwar mit solcher Wut, daß die Granaten über Mecheln hinaus bis Waethem niederfielen. Zur Erklärung dieser belgischen Ausdehnung diene, daß bei Waethem Außenforts von Antwerpen liegen.

Die Antwerpener „Nieuwe Gazet“ meldet, daß ein englischer Flieger mit dem Neffen des Prinzen Ligne als Passagier bei Antwerpen abgestürzt sei. Beide Insassen seien schwer verletzt und die Maschine zerstört. Es handelt sich hierbei augenscheinlich um denselben englischen Flieger, der — wie behauptet wurde, aus Versehen — eine Bombe in Maastricht niedergeworfen hat.

Deutsche Entschädigung für Luxemburg.

Trier, 28. Sept. (Priv.-Tel. der Frkf. Ztg. Ctr. Frkf.) Der deutsche Staat überwie, wie schon angekündigt war, der luxemburgischen Regierung 400 000 Mk. Vorfuß zur Begleichung der dringlichen Schadensfälle anlässlich des Durchmarsches der deutschen Truppen durch Luxemburg.

Aus dem Osten.

Petersburg, 28. Sept. (Indir. Priv.-Tel. der Frkf. Ztg. Ctr. Frkf.) Ein gestern ausgegebenes Bulletin besagt: Die Deutschen begannen die Beschließung der Festung Osowiec (zwischen Lomza und Grodno). Diese widersteht der deutschen Artillerie.

Vom galizischen Kriegsschauplatz.

Budapest, 28. Sept. (W. B. Nichtamtlich.) Das „Ungarische Korrespondenzbureau“ ist von kompetenter Seite ernächtigt, folgendes bekanntzugeben: Bei dem Ussoker Baß ist gestern eine mehrere tausend Mann starke russische Truppenabteilung eingedrungen, die bei Malomret zwischen Fenyveswoelgy und Czontos zurückgeschlagen wurde. Im Maramoroser Komitat sind bei Tornya ebenfalls Plänkeleien mit dort eingebrochenen russischen Truppen und unseren zum Grenzschutz befohlenen Truppen im Gang. Von Munkacs und Huszt sind größere Truppenabteilungen unterwegs, um die Unseren zu unterstützen. Alle diese Grenzplänkeleien sind von geringer Bedeutung und geben, nachdem wir bei der Grenze und im Landesinnern über genügende Truppen verfügen, keinen Anlaß zur Besorgnis.

Die Kämpfe in den Kolonien.

London, 28. Sept. (W. B. Nichtamtlich.) Das Reutersche Bureau meldet aus Pretoria vom 24. September: Die Polizeistation Rietfontein ist am 19. September von einer deutschen Abteilung, die ungefähr 200 Mann stark ist, genommen worden.

Notiz des Wolffsbureaus: Es handelt sich um eine ziemlich bedeutende englische Station, die östlich von Reetmanshoop liegt.

Der Offiziersmangel im englischen Heer.

Amsterdam, 28. Sept. (W. B. Nichtamtlich.) In

einem Artikel der gestrigen Londoner „Times“ heißt es: Man zweifelt in England sehr an der Tüchtigkeit der neuen Armee, und jedenfalls ist auch ein großer Mangel an Offizieren wahrscheinlich, besonders, da infolge der Kiesenverluste die meisten Offiziere schon jetzt nach Frankreich gehen. Für die neue Armee werden also nur wenige Offiziere übrig bleiben.

Verwendung von deutschen Verwundeten nach Algier?

Nach einer Meldung des „Times“-Korrespondenten in Bordeaux, die der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ wiedergibt, sind in Bordeaux viele verwundete Deutsche angekommen, die zum größten Teil nach Algier geschickt werden sollen. Daß die Franzosen zu dieser Maßregel greifen, ist nicht unwahrscheinlich, zumal auch im 70er Kriege ein Teil der Gefangenen nach Nordafrika geschafft wurde. Wenn unsere Landsleute in Algier gut behandelt und gepflegt werden und man von der Verschiffung Schwerer Verletzter absieht, so wird man gegen einen derartigen Schritt wenig einwenden können. Die Verpflegungsfrage und die Ungewißheit, in welchem Teil Frankreichs die Gefangenen sicher aufbewahrt werden können, mag als Grund ausreichen.

Keine englischen Kriegsschiffe in der Ostsee.

Berlin, 28. Sept. (W. B.) In den letzten Tagen waren in Schweden Gerüchte verbreitet, daß es englischen Unterseebooten gelungen sei, in die Ostsee einzudringen. Mit diesem Gerücht wurde die vorübergehende Einstellung der Fahrten des auf der Sahnitz-Trelleborger Route verkehrenden deutschen Dampfers „Preußen“ und das Ausbleiben der regelmäßigen Fahrten der auf der Route Lübeck-Kopenhagen-Malmö verkehrenden deutschen Dampfer in Verbindung gebracht. Die Gerüchte sind nach einer Kopenhagener Meldung des „Berliner Lokalanzeigers“ vollkommen unbegründet.

Wie deutsche Helden sterben.

Wie deutsche Helden zu sterben wissen, zeigt ein Brief, der am Sonntag während des Vormittagsgottesdienstes in der Bernburger Martinskirche gelesen wurde. Der Schreiber des Briefes ist der am 27. August nach einer am Tag zuvor auf französischem Boden erhaltenen schweren Verwundung gestorbene Unteroffizier Emil Aderkas von der 10. Kompanie des Inf.-Reg. Nr. 93. Der Brief ist an die in Bernburg wohnenden Eltern des A. gerichtet und wurde diesen zusammen von dem zuständigen Feldlazarettprediger mit der Todesanzeige des Sohnes überliefert. Er lautet wie folgt:

„Liebe Eltern! Wenn Ihr diese Zeilen erhaltet, so werdet Ihr wohl wissen, was mit Eurem Sohne geschehen ist. Grämt Euch nicht und weint nicht! Ich starb den Tod fürs Vaterland! Ich kämpfte um Ehre und Ruhm, um eine heilige ernste Sache! Und starb den Heldentod! Es galt, das Vaterland zu schützen, den eigenen Herd zu wahren und Euch vor Schmach und Schande zu bewahren! Vertraut auf Gott! Es war sein Wille! Auf Wiedersehen im Himmel!“ Euer Sohn Emil. Solange deutsche Heldenjöhne so zu sterben wissen, kann Deutschland nicht untergehen!

Das Eiserne Kreuz.

Mainz, 27. Sept. (W. B. Nichtamtlich.) Der bisherige Gouverneur der Festung Mainz, v. Rathen, hat wegen hervorragender Beteiligung an den Kämpfen in den letzten Tagen das Eiserne Kreuz erhalten.

Der Dank des Kronprinzen.

Berlin, 27. Sept. (W. B. Nichtamtlich.) Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz ersucht uns um Verbreitung nachfolgenden Telegramms: Die von mir ausgesprochene Bitte, um für meine Armee wollene Sachen, Zigarren und andere Erfrischungsmittel zu spenden, hat einen so großen Erfolg gehabt, daß es mir zur besonderen Freude gereicht, allen denen, die dazu beigetragen haben, im Namen der mir unterstellten Truppen meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Wilhelm, Kronprinz.

Die Feldpost.

Berlin, 28. Sept. (Priv.-Tel. der Frkf. Ztg.) Wie die „Berl. Neufr. Nachrichten“ von zuständiger Seite hören, haben zwischen der Heeres- und der Postverwaltung Verhandlungen stattgefunden, deren Ergebnis die bisherige mangelhafte Postverbindung zwischen Heer und Heimat wesentlich verbessern wird.

Ablieferung von Uniformstücken.

Berlin, 28. Sept. (W. B. Nichtamtlich.) Viele Familien, deren Angehörige im Heere dienen oder gedient haben, befinden sich im Besitze von Uniformstücken. Manche sieht sie vielleicht als einen unnütz die Schränke füllenden Ballast an, den er gern loswerden möchte. Diese Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke, auch Extrasachen, bietet man irgend einem Ersatztruppenteile an. Sicher nimmt er sie gern; sie finden zur Verbesserung der Einkleidung der dort in Ausbildung begriffenen Kriegsfreiwilligen gute Verwendung.

Feldpostbrief.

Von einem langjährigen treuen Abonnenten unseres Blattes wurde uns nachfolgender Feldpostbrief zur Verfügung gestellt, dem wir hiermit gerne Raum gewähren:

14. September.

Hochverehrter Herr v. W.

Heute wieder auf deutschem Boden, ungefähr zwischen M. und A. und sogar im Quartier. Seit ungefähr vier Wochen sah ich kein Bett mehr, ich freue mich wie ein König auf mein Bett, doch vorher will ich, was mir seit Wochen am Herzen liegt, erledigen, ein Lebenszeichen von mir geben. Von großen Heldentaten meiner Kolonne

kann ich allerdings nicht berichten; ich traue auch gar nicht, ob die Franzosen sich überhaupt vor uns fürchten würden, sollte wirklich eine Begegnung mit ihnen stattfinden. Es sind so ziemlich die ältesten gedienten Leute, 38–42 Jahre, und sind somit die älteste Staffel der stehenden Truppe. Alles durcheinander, Infanterie, die als Bedeckung der Kolonne dient, müssen gleichzeitig die Bremse der kolossal schweren Wagen bedienen, Wagen schmieren und überhaupt den Wagen instand halten. Dann kommen durcheinander Trainfoliaten, Artillerie, Kavallerie, die als Fahrer des vierspännigen Wagens dienen. Den schweren Lastwagen entsprechend sind auch die Pferde. Furchtbar schwere Gänge, wie man sie an Brauereiwagen sieht. Da gab es dann schon beim Einkleiden der Gänge ein Mannöver, da doch die meisten an keinen Sattel, viel weniger an einen Reiter gewöhnt waren. Ebenso hatte manch ein Kavallerist nie ein Pferd angespannt, und Herr Oberleutnant Sch. aus Frankfurt wurde erst aufmerksam auf mich, als ich als Infanterist binnen Kurzem einem Paar der schwersten Pferde die Seilen fix und fertig verpaßt und die Pferde marschfertig gemacht hatte. Betreffender erkundigte sich weiter nach mir und erfuhr, daß ich in W. in Stellung sei. Einesteils war meine Karriere somit gemacht, aber meine viele freie Zeit auch aus. Herr Oberleutnant wußte, daß ich immer mit Herrn v. W. reise und sagte, es wäre doch selbstverständlich, daß ich auch kochen könnte. Wir haben ja immer Vieh zum Schlachten, doch niemand versteht dies einigermaßen zu kochen und zu braten, und der erste Versuch — Rindfleisch mit Reis, Rumpsteak mit Bratkartoffeln und als Dessert Apfelsmus — gelang mir so vorzüglich, daß ich nicht nur in meiner Kolonne schnell bekannt wurde, sondern auch Offiziere von anderen Kolonnen sich gern von Herrn Oberleutnant zum Essen einladen lassen. Erstmals in Feindesland gekommen, requirierte ich mir schnell an Topf, Tiegel und Teller, alles was mir zum Kochen fehlte. Leider kam ich dabei oft mit der französischen Weiblichkeit in Konflikt; mit gozogenem Seitengewehr und geladenem Gewehr muß ich mitunter alle meine französische Redekunst aufwenden, um etwa Schmalz und Butter zum Braten oder Kartoffeln und Gemüse zum Kochen herauszuschlagen. Manch frommer Segenswunsch fliegt mir dann nach, aber wenn ich dann gekocht habe und die Herren sagen, daß alles vorzüglich sei, besser als im Frankfurter Hof, vergesse ich schnell alles Ungemach. Meistens wird mir dann auch ein Glas Wein oder ein Schnaps spendiert. Ich führe eigentlich nur Krieg mit den Frauen, und so ganz ungefährlich ist das nicht, da die Weiblichkeit hier auf dem Lande erstmals furchtbar schmutzig und zweitens sehr lange Fingernägel hat; ich fürchte immer für meine Augen. Französische Kugeln begrüßten uns nur einmal und zwar bei L. Wir wählten die Stadt sei genommen. Den ganzen Tag bei sengender Sonnenglut Marsch, ohne einen Bissen Brot, viel weniger Wasser. Wir wollten vor der Stadt bivakieren, unsere Fahrer spannten eben aus, und ich schnallte gerade einen Spaten ab, um Kartoffeln zu holen, als furchtbarer Kanonendonner ertönte und Gewehrfeuer ringsum eröffnet wurde; es achtete kaum jemand darauf, man wird es eben gewöhnt. Fortwährend ist jenes bekannte Summen um meinen Kopf, was mich stützig macht; im nächsten Moment entladet sich ein wahrer Hagel von Kugeln über uns. Ich hatte noch Zeit, meine Kartoffelhacke festzuschlagen. Schon stürzte alles die Pferde einzuspannen, denn wir waren in einen richtigen Herenkessel geraten. Schon war alles zum Abmarsch bereit. Ich stopfte noch schnell meine Tabakspfeife. Als ich sie anzünde, jagt gerade Herr Oberleutnant vorbei. Er bittet um Tabak und stopft seine Pfeife, trotzdem ich ihm versichere, es sei Feld-, Wald- und Wiesentabak. Zurück geht es, hoch aufgetürmt Leichen, die man zum Schutz vor feindlichen Kugeln als Deckung aufgetürmt hat, schrecklicher Blut- und Kadavergeruch, doch immer nur für einen Moment; man ist zu sehr beschäftigt, um darauf zu achten. Man denkt kaum daran, daß man selbst im nächsten Augenblick nicht mehr sein kann. Wir haben erst einmal unsere kostbare Ladung abgegeben, schon verpackte 90 Pfd. schwere Artillerie-Munition. Wenn sie in blauem Papier wären, könnte man meinen, es seien Zuckerhüte. Am anderen Morgen wieder vor L., welche Veränderung. Die Bayern hatten unseren Rückzug gedeckt, doch L., wo ich so viel schöne Sachen zum Kochen vermutete, ist ein einziger Trümmerhaufen. Herr Oberleutnant sagte mir, daß es Einwohnern gewesen, die uns gestern Abend so begrüßten, und daß die Bayern ihre Visitenkarten in derselben Nacht dort abgegeben hätten. So geht es vielen Orten. In L. hatten die Franzosen ein Maschinengewehr auf den Kirchturm gebracht und richteten großen Schaden an, bis ein Volltreffer unserer Artillerie die Helden mit samt ihrem Geschütz wieder herabbeschoß. Überhaupt scheinen sie die lustige Höhe zu lieben. Überall haben sie auf Bäumen über die Äste Bretter gelegt, von wo aus sie feuern. Meine Achtung für diese Helden ist sehr gesunken. Doch auch sehr tragische Momente gibt es. Wir bivakieren, vorbei kommen endlose Züge mit Verwundeten; ich nehme meinen Kocheimer und laufe an die Straße. Meistens bitten die Armen um Wasser. Während der Wagen hält, reichen wir zum Trinken. Einem blutjungen Manen halte ich den Becher hin, doch er faßt nicht darnach, und erst jetzt sehe ich, daß er an der Stelle der Hände zwei blutige Stumpfe nur hat, er weint und mir wird auch weh. Ein Franzose bittet um Brot, ich gebe ihm die Hälfte. Zum Dank gibt er mir seine Drillschjacke; ich kann sie beim Kochen gut gebrauchen. So geht es Tag für Tag. Ich fürchte, man wird kaum mehr für die bisherige Tätigkeit zu gebrauchen sein. Daß man ein Herz hat, merkt man erst immer, wenn man von lieben Menschen aus der Ferne ein Lebenszeichen erhält, und daran lassen es die W. nicht fehlen. Alle schreiben viel, Fr. S., R. und G.

Wollten Herr v. W. der gnädigen Frau, wie auch
Frl. W. untertänigste Grüße übermitteln.
Untertänigster Diener
F. W.

August 1914.

Weil so herrlich blühte das Deutsche Land,
von Segen durchwirkt sein Gebeihen,
schon lange suchte der Reider Hand
seinen Boden zu entweihen! —

Wir lebten so ruhig, so still dahin,
stets Friede war unser Begehren;
wem kam es ruchlos in den Sinn,
wer wagt es, die Eintracht zu stören?

Im Osten ist's im russischen Land,
wo im Innern Abgründe gähnen;
dort leider wagt es die frevelnde Hand,
dort lauern die Hyänen!

Im Westen hat sich hinzugesellt
unser alter Feind: Die Franzosen!
Revanche von „siebzig“ schreien sie in die Welt
und mit russischen Bestien losen!

Und dann im Nordwesten, wo lange der Reid
schon gähret im Lande der Briten,
sie suchten und fanden Gelegenheit,
ein Komplott zusammen zu schmieden!

Sie möchten vernichten, was aufgebaut
mit Fleiß im Land der Germanen,
wo der Sohn mit Stolz zu dem Vater schaut,
und der Enkel bewundert den Ahnen!

Wo ein Kaiser, als Friedensfürst bekannt,
regiert mit göttlichem Walten,
gezwungen, — zu retten das Deutsche Land, —
drum konnt' er den Frieden nicht halten!

Nun will es das Schicksal, wir jubeln Dir zu,
„Heil Kaiser!“ Dein Volk Dir zu Füßen;
wir geben das Letzte, und haben nicht Ruh',
und sollt' unser Blut auch fließen! —

Du Herrscher da droben, o lenk' uns're Hand,
die gezwungen das Schwert jetzt zu führen,
verhilf' uns zum Siege und rett' unser Land,
laß' die Strafe die Frevelnden spüren!

Die Zahl der Feinde wächst immer mehr,
mir efelt die Feigen zu nennen;
doch sei uns're Lösung auch noch so schwer,
Ihr Schurken! Vernet uns kennen!

Darum auf Kameraden, jekt Seite an Seit',
kein anderer Weg bleibt uns offen,
wir kämpfen für die Gerechtigkeit,
mit Glaube, Liebe und Hoffen!

Schwanheim.

Alex. Prok.

Lokale Nachrichten.

Das Gold vor die Front! In der letzten August-
woche sind zirka 27 Millionen, in den beiden ersten
Wochen des laufenden Monats 23,6 Millionen und 41
Millionen Mark, zusammen über 90 Millionen Mark
an die Reichsbank abgeführt worden. An den Einzah-
lungsterminen für die Kriegsanleihe, deren letzter aber erst
auf den 22. Dezember fällt, und alsbald unter den Ein-
wirkungen der Ultimoverpflichtungen sind weitere Rück-

flüsse zu erwarten. Aber das alles ist noch lange nicht
genug, um den Goldbestand der Reichsbank hinreichend
zu stärken. Dieser ist nach wie vor der weitaus wichtigste
Bestandteil der Notendeckung. Der Silberstand von (nach
dem Stande vom 15. September) einigen 30 Millionen
und der Stand an Darlehenskassenscheinen von rund 145
Millionen, wenn auch hier infolge der Zeichnungen auf
die Kriegsanleihe mit erheblichen Zugängen zu rechnen
ist, treten gegenüber dem Goldbestand von 1621 Millionen
Mark ganz in den Hintergrund. Da die bis Ende August
d. Js. erfolgten Goldprägungen einen Betrag von weit
über 5 Milliarden Mark ausmachen, sind gegenwärtig
noch immer rund 3 Milliarden Mark Gold der Reichs-
bank vorenthalten, also der in Kriegszeiten überaus wich-
tigen Aufgabe entzogen, unsere finanzielle und wirtschaft-
liche Kriegsrüstung stärken und sichern zu helfen. Jede
Krone, jede Doppelkrone in den Tresors der Reichsbank
bedeutet das Dreifache an gesetzlichen Zahlungsmitteln,
das dreifache für Notenausgabe, das Dreifache für unsere
finanzielle und wirtschaftliche Kampfkraft. Deshalb: Das
Gold vor die Front! d. h. in die Kassen der Reichsbank
oder der Postanstalten, damit unsere Gegner auch daraus
ersehen, daß das deutsche Volk den Aufgaben und Pflich-
ten, die der wider Recht und Wahrheit uns aufgedrungenen
Krieg stellt, volles Verständnis entgegenbringt und ent-
schlossen ist, diese Aufgaben und Pflichten, wann, wo und
wie es sei, restlos zu erfüllen.

Die Festsetzung von Höchstpreisen für Getreide und,
was auch nicht zu vermeiden sein wird, für Mühlen-
fabrikate, ist grundsätzlich entschieden und es ist zu er-
warten, daß sie in dieser Woche erfolgen wird. Es wird
wahrscheinlich notwendig werden, auch für andere Nah-
rungs- und Genussmittel Höchstpreise festzusetzen, worüber
die Erwägungen noch schweben.

Großer Silberdiebstahl. In der Nacht zum Freitag
wurden aus einer Villa in Frankfurt durch Einbruch
Silbergeräte im Gesamtwerte von 5000 Mark gestohlen.
Sämtliche Sachen tragen den Silberstempel der Firma
Posen-Frankfurt und sind auch meistens mit den Na-
menszügen M. F. F. und J. M. versehen. Insgesamt
wurden 152 Gegenstände gestohlen. Von den Dieben
hat man noch keine Spur.

Die Feldpostanstalten klagen dauernd auf das leb-
hafteste über die mangelhafte Verpackung der in der
Heimat aufgelieferten Feldpostbriefe mit Schokolade, Zi-
garren, Pulswärmern, Strümpfen und dergleichen. In-
folge dessen erhalten die Feldpostanstalten viele Tausende
solcher Sendungen mit beschädigtem Inhalt oder aus
denen der Inhalt überhaupt herausgefallen ist, so daß
mit dem Briefe nichts mehr angefangen werden kann.
Es muß daher den Absendern immer nur wieder dringend
angeraten werden, für eine der langen Beförderungs-
strecke und der Schwierigkeit der Feldposttransporte an-
gemessene Verpackung zu sorgen. Die Feldpostwarenbriefe
müssen unbedingt einen Umschlag aus dauerhafter Pappe
oder aus festem, starkem Papier erhalten. Außerdem
empfiehlt sich sehr eine feste Verschnürung mit Bindfaden.

Der vielfach benutzte Klammerverschluß der Feldpost-
briefe allein ist unzureichend, da er sich leicht unter-
wegs löst.

Über geringfügige Gewichtsüberschreitungen bei den
Feldpostbriefen, deren Meistgewicht bestimmungsgemäß
250 Gramm beträgt, werden die Postanstalten nach amt-
licher Mitteilung fortan hinwegsehen.

Zulage für die Eisenbahner. Während des Krieges
erhält das Eisenbahnzugpersonal mit Rücksicht auf die
großen Anstrengungen und umfangreicheren Leistungen
besondere Zulagen. Diese erhöhten Nebengebühren werden
allen Beamten, die Züge führen oder begleiten, ebenso
auch dem Lokomotiv- und Rangierpersonal gewährt.

Freiwillige Radfahrerkompanien! Im Anschluß an
den Erlaß des Generalfeldmarschalls von der Goltz beab-
sichtigt der Deutsche Radfahrerbund die Bildung von be-
sonderen Radfahrerkompanien der Jugendlichen vom 15.
bis 20. Lebensjahre. In sämtlichen Gauen sind Melde-
stellen eingerichtet, welche die Kompanie listen den stän-
digen Armeekorps übermitteln.

Hunde zum Auffuchen von Verwundeten auf dem
Schlachtfelde sind in diesem Kriege mehrfach verwendet
worden und haben sich glänzend bewährt. Unsere vier-
füßigen Freunde finden selbst in dunkelster Nacht ver-
wundete Soldaten auf den Schlachtfeldern auf, die sonst
an Verblutung oder Entkräftung zugrunde gehen müssen.
Wer ein gutes Werk tun möchte, der stelle geeignete
Hunde dem Roten Kreuz zur Verfügung.

Kirchliche Anzeigen.

Katholischer Gottesdienst.

Mittwoch, 7 1/2 Uhr: Fest. Jahramt für Wilhelm Anton
Schlaucht, def. Eltern u. Schwiegereltern.

Donnerstag, 7 1/2 Uhr: Fest. hl. Messe für 3 Krieger z. G.
u. L. Fr. v. d. immerw. Hilfe. — Nachm. 4 Uhr: Beichte.

Freitag, Herz-Jesu-Freitag, 7 Uhr: Fest. Amt z. G. des göttl.
Herzens Jesu für 1 Krieger, im St. Josephshaus, 7 Uhr: Fest. Amt
z. G. des göttl. Herzens Jesu für Franz Müller. Nach beiden
Kernern Auslegung des Allerheiligsten, Vitanai und Segen.

Samstag, 7 Uhr: 2. Exequienamt für Katharina Heuser, geb.
Röhrig, dann 2. Exequienamt für Jungfrau Luise Diekmann. Nachm.
4 Uhr und abends 7 1/2 Uhr: Gelegenheit zur hl. Beichte.

Dienstag und Freitag abends 8 Uhr und Samstag
abends 6 Uhr: Rosenkranzandacht zur Erlebung des Sieges und
für unsere Truppen.

Sonntag, den 4. Okt.: Rosenkranzfest. — Kollekte für den
Peterspfennig.

Das kath. Pfarramt.

Evangelischer Gottesdienst.

Dienstag, den 29. Sept., abends halb 9 Uhr: Frauenhilfe:
Arbeitsstunde.

Donnerstag, den 1. Oktober, abends halb 8 Uhr Kriegsbet-
stunde.

Das evang. Pfarramt.

Vereinskalender.

Turnverein. Jeden Mittwoch abends 9 Uhr Turnstunde.
Turngemeinde. Jeden Mittwoch abends halb 9 Uhr Turn-
stunde.

A. A. V. Donnerstag, den 1. Oktober, Jahresversammlung.
Wichtige Tagesordnung. Vollzähliges Erscheinen erwünscht.

Todes-Anzeige.

Hiermit die schmerzliche Nachricht von dem Ableben unserer
lieben guten Schwester

Fräulein Katharina Gastell

im Alter von 66 Jahren.

Herr gib ihr die ewige Ruhe.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Die Beerdigung findet statt:

Donnerstag, den 1. Oktober 4 Uhr nachmittags.

Danksagung.

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme bei dem Hinscheiden
unserer geliebten nun in Gott ruhenden Mutter, Schwester, Schwägerin und
Tante

Frau Therese Merkel

geb. Wachendörfer

sagen wir allen Beteiligten sowohl, wie auch für alle Kranz- und Blumen-
spenden tiefgefühltesten Dank.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen.

Schwanheim a. M., den 29. September 1914.

Preiswert und gut kaufen Sie

Jourdans Schuhhaus

21 Reineckstrasse 21 Frankfurt a. M. hinter der Markthalle.

Telefon Amt I No. 10231.

Elegante Damenstiefel von 6.50 an
Elegante Halbschuhe „Derby“, Lackk. von 4.95 an
Moderne Herrenstiefel „Derby“
Lackkappen nur 6.95
Damen-Lederspangenschuhe, Absatz von 2.75 an
Hausschuhe mit Ledersohle und Fleck . . . von 7.50 an

Sandalen

in grosser Auswahl und billigste Preise.

Lastingschnhe u. Stiefel. : Arbeitsschnhe. : Turnschuhe.

Schöne 2 Zimmerwohnung mit
abgeschl. Vorplatz, Part., per 1. Okt.
an ruhige Leute zu vermieten.
Wo sagt die Exped. 945

Schöne 3-Zimmerwohnung, Neu-
zeit entsprechend, wenn gewünscht
auch Mansarde zu vermieten.
Näheres Neustraße 60. 897

Kelter-Obst

nimmt an J. Wachendörfer, „Waldluft“.

2-3 gebrauchte Öfen

zu kaufen gesucht. Von wem sagt
die Exped. 990

5 geschn. Ferkel

G. W. Bender, Neu-Jsenburg
Offenbacherstrasse 55.

Schön möbl. Zimmer zu vermieten
696 Näh. neue Frankfurterstr. 13.

Schöne große 3 Zimmerwohnung
mit allem Zubehör per 1. Okt. zu
vermieten. Näh. Deckerstr. 9. 934

Schöne 6x2 Zimmerwohnungen
mit abgeschlossenen Vorplätzen u. Zu-
behör zu verm. Hauptstr. 43. 915

Schöne 2 Zimmerwohnung zu ver-
mieten. Staudenstraße 8. 976

Schöne 2 Zimmerwohnung mit Zu-
behör zu verm. Mainstraße 17. 952

Achtung!

Bringe meine

Schirm-Reparatur-Werkstätte

in empfehlende Erinnerung. Gleichzeitig
empfehle neue Schirme zu den
billigsten Preisen. — Reparieren und
Ueberziehen der Schirme prompt und
billig. — Reparaturbedürftige Schirme
können in der Gastwirtschaft Wwe.
Schwerberger abgegeben oder dort
Bestellungen gemacht werden.

Jakob Duhscherer
Griesheim a. M., Hauptstrasse Nr. 60.

Gebr. guter Ofen

ganz bill zu verk. Staudenstr. 1. 987
Schöne Schlafstelle zu vermieten.
Kirchgasse 48. 792